

JÖRG ZINK

Die goldene Schnur

Anleitung zu einem inneren Weg

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Übereinstimmend mit der EU-Verordnung zur allgemeinen Produktsicherheit (GPSR) stellen wir sicher, dass unsere Produkte die Sicherheitsstandards erfüllen. Näheres dazu auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/produktsicherheit. Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de

Alle Rechte vorbehalten

© 2025 Patmos Verlag

Durchgesehene Neuausgabe des gleichnamigen, zuletzt 2013 im Kreuz Verlag, Freiburg i. Br., erschienenen Titels
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG,
Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Brenik/Shutterstock

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1594-5

INHALT

I Sich auf einen Weg machen

1	Aufbrechen	11
2	Enttäuschungen hinter sich lassen	16
3	Unterwegs sein	18
4	Die eigene Spur suchen	23
5	Das eigene Maß finden	25

II Den Alltag ändern

6	Sich sammeln.....	31
7	Mit der Zeit umgehen	36
8	Rhythmen einhalten	41
9	Das Wort prüfen.....	44
10	Sich der Wörter erwehren.....	50
11	Unabhängig bleiben	52

III Die Wahrnehmung schärfen

12	Die Augen auf tun	59
13	Schauen und Verstehen	64
14	Ekstasen nicht fürchten	68
15	Hören	70
16	Horchen	74
17	Mit allen Sinnen wahrnehmen	77

IV Anders denken

18	Jeder denkt	83
19	Denke auch über Gott nach	86
20	Nach innen denken	89
21	Denken mit dem Herzen	94

V Sich orientieren

22	Die drei Grundformen christlicher Meditation	101
23	Eine Stimme hören	104
24	Ein Wort werden	109
25	Eine Gestalt sehen	111
26	Eine Gestalt werden	115

VI Mitgehen

27	Christus, den Wegbruder, begleiten	121
28	Den Misserfolg wählen	127
29	Würde und Recht opfern	133
30	Dem Tod begegnen	137
31	Das Leben gewinnen	141

VII Heilung finden

32	Jesus war ein Heiler	149
33	Nimm dich leicht	150
34	Richte dich auf	155
35	Fasse Mut	158
36	Denke über Erfahrungen nach	164
37	Widerstehe dem Sog ins Dunkel	166
38	Liebe und sei verlässlich	169

VIII Die Einung wollen

39	Eine dich mit dem Willen Gottes	175
40	Lass dich führen	176
41	Eine dich mit deinem Schicksal	178
42	Sei ein Begleiter	180
43	Eine dich mit allem Lebendigen	187
44	Lass dich von allem anrühren	189
45	Eine dich mit dem, was dir feindlich ist ..	191
46	Das Gemeinsame ist das Glück	192

IX Inwendigkeit gewinnen

47	Das Reich Gottes ist in dir	199
48	Innen erwartet dich Gott	202
49	Zu Gott reden: das Gebet	205
50	In Gott sein: Kontemplation	214
51	Mit Gott eins werden: Unio mystica	222

X Zielbilder wahrnehmen

52	Wandelbarkeit	227
53	Lebendige Ganzheit	235
54	Güte und Achtsamkeit	239
55	Empfänglich sein und durchlässig	241

XI Mit dem Abschied Frieden schließen

56	Einverstanden sein mit dem Abnehmen .	247
57	Weisheit finden	250
58	Das Lebewohl einüben	253

XII Ankommen

59	Die Feier des Ganzen	259
60	Finis terrae	260
	Quellennachweis	264

I

Sich auf einen Weg
machen

1 AUFBRECHEN

Einen Weg sehe ich vor mir, weit über die Landschaft hin. Nicht eine breite Straße, sondern einen Weg. Einer allein kann ihn gehen, vielleicht auch zwei miteinander. Einen Wanderweg meine ich, wie er über die Berge meiner Heimat, der Schwäbischen Alb, an ihren Steilhängen und über Heideflächen entlangführt, in Windungen, über Steine und Wurzeln, über steile Stufen und gemächliche, ebene Strecken, wie er eben dem lebendigen Bergland angepasst ist, durch das er führt. Durch Wälder und immer wieder hinaus auf einen Felsen, unter dem ein weites Land sich ausbreitet.

Ein Gedicht von Eduard Mörike liebe ich besonders. Es heißt »Fußreise« und ist dem Dichter offenbar auf einem solchen Weg eingefallen. Es verläuft in einem Rhythmus, auf den man nicht marschieren kann. Er wechselt vielmehr von Zeile zu Zeile, und immer muss, wer es im Gehen spricht, seinen Schritt schneller und wieder langsamer und wieder schneller setzen.

Es beginnt so:

Am frisch geschnittenen Wanderstab,
wenn ich in der Frühe
so durch Wälder ziehe,
Hügel auf und ab ...

Man kann solchen Liedern nachwandern. Nicht nur über die Berge unserer Heimat, wie ich selbst es nun seit achtzig Jahren tue, sondern auch auf dem inneren Weg, den man durch sein Leben geht. Der verläuft selten eben oder gradlinig, und manchmal gibt es Abzweigungen nach rechts oder links, bis man den Hauptweg wieder findet. Aber es gibt etwas zu sehen und zu

hören, zu erfahren und nachzudenken, und ich kann während des Gehens vielleicht nicht ein Gedicht schreiben, wie Mörike es tat, wohl aber mir meinen eigenen Reim machen auf mich selbst, auf Gott und die Welt und auf den Sinn meines Wanderns. Und dann und wann finde ich ein Zeichen an einem Baum, das mir sagt, ich sei noch immer auf der richtigen Spur.

Aber ich sehe auch eine breitere Straße, eine von vielen Menschen begangene. Ich denke etwa an die alten Pilgerwege, die man unter Christen früher ging. Zu Fuß. Über lange Strecken, durch Gebirge und Wüsteneien bis hin zu einem Ziel, das zu erreichen viel Mühe wert gewesen sein muss. So sehe ich den alten Jakobusweg des frühen Mittelalters vor mir, der ein wunderbares Symbol für Einübung oder Einweihung war und noch ist.

Da gingen die Pilger von Sammelorten in Deutschland oder Süditalien in Gruppen oder auch allein oder zu zweit nach Frankreich, verbanden sich dort mit französischen Pilgern, etwa auf dem wunderbaren Hügel von Vézelay, wanderten weiter durch Südfrankreich, über die Pyrenäen und schließlich die achthundert Kilometer durch die heißen und trockenen Gebirge Nordspaniens, immer zu Fuß, bis nach Santiago de Compostela und an die Landspitze, die in den Atlantik hinausragt und »Finisterre« heißt, »Ende der Erde«.

Man übt auf diesem monatelangen Fußmarsch nicht weniger ein als das Leben überhaupt, wie es nun einmal ist, wie es uns Menschen zugemutet wird und wie es bestanden werden will mit aller Entbehrung und Anstrengung, mit Zweifel und Müdigkeit, auch der Gefahr, unterwegs ausgeraubt zu werden oder krank am Weg liegen zu bleiben. So stellt ein altes Pilgerlied dem Wandernden sein mögliches Schicksal vor Augen:

... stirbt er in dem welschen Land,
man gräbt ihn bei der Straßen.

Da leit vil manches Edelmanns Kind
aus deutschem Land begraben.

Sie sahen sich als arme Durchreisende auf dem Weg zu Gott. Man »baute das Elend«, wie man damals sagte. Man stellte sich sein ganzes Leben als einen Weg durch ein fremdes Land vor und sehnte sich danach, ihm das Gepräge eines Heimwegs zu geben.

Aber selbst wenn alles gut ging, war dies noch immer keine Urlaubsfahrt. Man wanderte zum Bild eines Heiligen, dem man nachzueifern trachtete, oder man suchte auf solchem Weg das ewige Heil zu gewinnen. Oder man wanderte, weil ein weltliches Gericht das Urteil »Wallfahrt« ausgesprochen hatte, und büßte unterwegs für ein Vergehen oder Verbrechen. Mindestens aber löste man sich für eine lange Zeit aus Besitz und Sicherheit. Man übte Nachdenken und Meditieren. Man prüfte sich selbst bei dem Versuch, einem großen Vorsatz treu zu sein. Man übte sich darin, ein fernes, sehr fremdes Ziel im Auge zu behalten, nicht nur den nächsten Tagesabschnitt, und ich nehme an, dass sehr viele von diesen Pilgern als veränderte Menschen nach Hause kamen.

Aber sie waren nicht nur einen langen Weg gegangen, sie hatten auch am Ziel ihrer Reise mitgearbeitet. Irgendwo im Gebirge Nordspaniens nahm jeder einen Stein auf und trug ihn über eine weite Strecke bis nach Castañeda, wo, kurz vor dem Ziel, aus den mitgebrachten Steinen in Brennöfen der Kalk gefertigt wurde, mit dem die große Apostelbasilika in Santiago gebaut wurde.

Und was fand man am Ziel? Das Heiligtum des Sant' Iago, des heiligen Jakobus. Das stand auf einem Feld, das Compostela hieß, Feld, über dem ein Stern ist. Man fand eine Kirche, deren Türme auf etwas verwiesen, das über ihnen war: auf einen Stern, der wieder ein Hinweis war auf das Licht einer anderen Welt.

Wenn sie von zu Hause aufbrachen, gab man ihnen den Segen mit auf den Weg:

O Gott, wir bitten dich,
behüte diese deine Diener,
die aus Liebe zu dir zur Pilgerreise
nach Santiago de Compostela aufbrechen.
Sei ihnen Begleiter auf ihrem Weg,
Führer auf ihrem schweren Gang,
Kraft in der Müdigkeit,
Schützer in allen Gefahren,
Ruheort an ihrer Straße,
Schatten in der Hitze, Licht im Dunkel,
Trost in Mutlosigkeit
und Kraft, ihrem Vorsatz treu zu sein,
damit sie unbeschädigt ans Ziel ihrer Reise gelangen
und reich an Gnaden heil zurückkehren
in ihre Heimat, die unter ihrer Abwesenheit leidet,
und dort gesund und voll steter Freude leben.
Der Segen des Allmächtigen,
des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes,
komme über euch alle
und bleibe bei euch. Amen.

Das große Leitbild war ihnen dabei die Reise der drei Weisen, die aus dem Orient unter der Führung eines Sterns zum Kind in der Krippe nach Bethlehem wanderten, das große Bild von der Sehnsucht nach dem Licht. Es war ihnen aber auch Leitbild für das lange Unterwegs. Die drei Weisen haben gesucht und gefragt, verirrt sich und fanden doch am Ende ihr Ziel, auch wenn dieses Ziel anders aussah, als sie es sich vorgestellt hatten, tröstlicher in seiner Stille und seiner freundlichen Nähe. Dahinter aber erscheint ihnen der Weg des Christus selbst, den

sie nachgehen, der Weg durch das Leiden und den Tod auf den »hellen Morgenstern« zu.

Es gab eine Zeit in meinem Leben, in der ich mir dringend wünschte, diesen Weg wirklich einmal selbst zu Fuß zu gehen. Es hat sich nicht fügen lassen und nun ist es wohl zu spät. Meine Wanderwege führten mich mehr durch die Wüsten des Nahen Ostens. Aber der Jakobusweg steht mir weiterhin vor Augen als das große Bild der Einübung in den inneren Weg, den ich durch die Jahrzehnte meines Lebens hindurch versucht habe zu gehen.

Der Jakobusweg war aber nicht eine durchgehende Straße. Er war vielmehr ein Wegenetz, auf dem die einen diese, die anderen jene Straße wählten. So ist auch der Weg, den ich in diesem Buch zeigen will, keine Vorschrift für Sie, die Leserin, den Leser. Vielleicht finden Sie einen anderen. Es gibt viele. Im Grunde so viele, wie Menschen sind, die sich auf ihren Weg begeben. Wichtig allein ist, von einer Herberge zur nächsten jeden Tag weiterzugehen und nicht nachzulassen oder umzukehren.

Dom Hélder Câmara, der große brasilianische Bischof, sagt dazu:

Nein, bleibe nicht stehen.

Es ist eine göttliche Gnade, gut zu beginnen.

Es ist eine größere Gnade, auf dem Weg zu bleiben
und den Rhythmus nicht zu verlieren.

Aber die Gnade der Gnaden ist es,

sich selbst nicht nachzugeben

und – ob auch zerbrochen und erschöpft –

weiterzugehen bis zum Ziel.¹

2

ENTTÄUSCHUNGEN HINTER SICH LASSEN

Nach meinem Weg habe ich lange gesucht. Seit ich anfang, bewusst nachzudenken, sind mittlerweile mehr als siebzig Jahre vergangen. Was hatte ich für Wünsche, Hoffnungen, Ziele? Nach so langer Zeit ist es vielleicht doch erlaubt zu sagen, wonach Kopf und Herz ausgeschaut haben und was sie nicht fanden.

Ich habe als junger Mensch nach einer inneren Heimat gesucht. Aber ein solches Zuhause, ein selbstverständliches, in meiner Kirche blieb immer ein wenig ungewiss. Ich habe nach irgendjemandem ausgeschaut, der mir von Schritt zu Schritt zeigen konnte, wie ich meinen inneren Weg gehen könne, aber eine solche Anleitung zum Leben habe ich nicht gefunden.

Man hat mich damals mit klugen Theorien aller Art gefüttert. Wenn ich aber nach einer Bewährung dieser Theorien in der inneren Erfahrung fragte, sagte man mir, Erfahrung sei kein Weg zum Glauben, gültig sei allein das Wort, das ich zu hören hätte.

Ich habe angesichts der abgehobenen Verstandeskultur unseres christlichen Denkens nach einer kosmischen Verwurzelung meines Daseins und meiner Gedanken gesucht, aber es blieb im Ganzen bei den freischwebenden Gedanken.

Seit ich als junger Student gelernt hatte, ein Denken in den Bildern des Mythos könne einem heutigen Menschen nicht mehr zugemutet werden, habe ich immer überzeugter nach einer Wiederentdeckung der Bildsprache der menschlichen Seele gesucht, weil mir schien, nach dem Ausräumen der mythischen Bilder seien zutreffende religiöse Aussagen, auch christliche, kaum mehr möglich.

Nach dem Ganzen des Daseins und seinem Zusammenhang habe ich gesucht. Aber die meisten meiner Lehrer sagten mir,

nur der Mensch sei für einen Christen wichtig. Um Stein und Baum und Stern kümmerten sich andere. Am Menschen aber seien nur seine Sündhaftigkeit und seine Erlösung wichtig. Und wenn von Gott gesprochen werde, dann sei an ihm nur wichtig, dass er sich dem Menschen zuwende, das Reich Gottes aber sei ein Reich, in dem außer Gott und den Menschen nichts vorkomme.

So blieb uns Theologen alle Natur fremd. Die Naturwissenschaft überließ man den Fachleuten. Die Zerstörung der Schöpfung wurde erst gesehen, als andere Leute sie längst entdeckt hatten. Vom Frieden redete man nicht anders, als die Militärs von ihm zu reden pflegen.

Wonach habe ich noch gesucht? Nach Frieden im religiösen Gespräch und einem Ende der konfessionellen Rechthaberei. Nach einer Kirche habe ich gesucht und suche ich noch heute, die sich von ihrer gesellschaftlichen und politischen Macht freiwillig verabschiedet und die zeigen kann, was Gewaltlosigkeit vermag und was Friedensfähigkeit.

Ich bin auf einem Hof geboren, auf dem Christen nach dem Ersten Weltkrieg versuchten, dem sozialen Unrecht und Elend politische und religiöse Kräfte entgegenzusetzen. Und ich habe immer gefunden, im Grunde sei die christliche Botschaft zuvörderst den Zuunterstlebenden zgedacht.

Ich müsste lange erzählen, was alles ich nicht gefunden habe, obwohl es eigentlich hätte zu finden sein müssen, und es mag wohl sein, dass auch Sie selbst Ihre Enttäuschungen erlebt haben mit den Menschen, mit den Christen, mit der Kirche. Was mich selbst betrifft, so hatten die Wege, die mich wirklich weiterführen konnten, immer viel Ähnlichkeit mit den Wegen, von denen die mystische Überlieferung spricht. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer deutlicher erwies sich mir dieses mystische Denken als die Richtung, die von dem, was man »richtig« nannte, zum Ganzen weiterführte, und als die Kraft, solche und

andere Enttäuschungen hinter sich zu lassen und mit Freude und Hingabe für die Menschen und für die Kirche zu leben und für die Wahrheit des Evangeliums einzustehen.

3 UNTERWEGS SEIN

Es gilt also, unterwegs zu sein. Wenn die Christen der ersten Zeit, vor zweitausend Jahren, von ihrem Glauben sprechen sollten, dann sprachen sie vom »Weg«. »Der Weg« – das war ihr Glaube und die besondere Weise, in der sie ihm die Gestalt eines praktischen Lebens gaben. Damit sagten sie: »Du kannst, was wir erfahren haben, nur verstehen, wenn du dich einem Weg anvertraust und auf ihm deine eigenen Erfahrungen machst. Du bist auf diesem Weg nicht allein, viele gehen ihn mit dir. Es geht dir einer voraus: Jesus Christus. Du hast ein Ziel: die Heimkehr zu Gott. Denn das Kennzeichnende am Christenglauben ist nicht, dass er ein Glaube, sondern dass er ein Weg ist. Du kannst ihn nicht lernen und auswendig hersagen, du musst ihn gehen. Du selbst.«

Wenn ich jene ersten Christen so reden höre, dann stört es mich ein wenig, dass ich Sie anders, nämlich mit »Sie« anrede. Ich meine ja nicht irgendwen, sondern den besonderen, den inneren Menschen in Ihnen. So scheint es mir angemessener, schlicht »du« zu sagen. Das ist kein Zeichen primitiver Vertrautheit oder auch eines Mangels an Respekt, sondern der Nähe, und ich hoffe, Sie nehmen es als Versicherung dieser freundlichen Nähe auf.

Wenn Sie also, nein, wenn du diesen Weg gehst, dann geh ihn sehenden Auges und mit hörendem Ohr. Du wirst einmal das eine, einmal das andere wahrnehmen, das dir begegnet, und wirst einmal die eine, einmal eine ganz andere Wahrheit begrei-

fen und wirst erfahren, dass Wahrheit nie anders als auf einem Weg zu erfassen ist. Jesus sandte seine Jünger auf einen Weg aus, den sie ohne Vorräte an Brot, Geld, Schuhwerk und zweiter Bekleidung gehen sollten, das heißt ohne alle Sicherheit. Auch nicht gesichert von einer Wahrheit, die sie schwarz auf weiß mit sich tragen konnten. Einen solchen Weg gilt es aufmerksam zu gehen, vielleicht langsam, aber wach und genau wie Jesus selbst, der mit seiner Langsamkeit den Schnellen unter uns noch lange voraus ist.

Einer der verbreiteten Irrtümer in unseren Tagen ist der, wir lebten in einem Zeitalter, das religiösem Suchen ungünstig oder gar feindlich sei. Ich sehe rundum eine kaum zu überschauende Fülle von religiösen Angeboten und eine ebenso breite Verzweigung des religiösen Bemühens. Merkwürdigerweise freilich bleiben die überlieferten Institutionen, die Kirchen und religiösen Gruppierungen, dabei häufig abseits liegen und unbeachtet. Wohin gehen die Menschen heute nicht, um etwas zu finden, das ihnen zum Leben hilft! An welche Tische, um ihren Hunger zu stillen! Im Grunde ist, was wir erleben, eine einzige spirituelle Hungerkatastrophe, und bei vielen ist nach vielen Enttäuschungen die Hoffnung, etwas zu finden, bereits erloschen.

Ich habe längst nicht an allem entlanggedacht, an dem man als Theologe entlangdenken kann. Dafür waren fünfzig Jahre der Arbeit eines Pfarrers nicht lang genug. Aber ich habe lange genug die Seelenlandschaften heutiger Menschen durchwandert und bin lange genug ihren Verlassenheiten und Irrungen und dem großen Hunger ihrer Seelen begegnet. Ich habe versucht, ihnen, wie ein Gastwirt es tut, auf den Tisch zu stellen, was das Evangelium ihnen zu essen gibt. Und in der Tat: Ich halte die Kirche – neben vielem anderen, das sie auch ist – für ein Wirtshaus, das am Weg steht für den, der an ihm vorbeikommt, und in dem, wer immer durch die Tür tritt, einen Tisch und einen Stuhl findet und zu essen bekommt.

Was fehlt, ist nicht ein Dogma. Das haben wir. Noch. Was fehlt, ist nicht ein Kult. Der wird noch lange gefeiert werden. Was fehlt, ist nicht die religiöse Belehrung. Noch wird gepredigt. Was fehlt, ist auch nicht ein religiöses Grunddokument, an dem man sich orientieren könnte. Noch werden Bibeln gedruckt. Was uns fehlt, ist die innere Erfahrung, es sei so, wie man immer behauptet: dass nämlich unser Leben Sinn, dass wir selbst einen Wert und eine Würde und dass unser Weg über diese Erde am Ende ein Ziel habe und eine Erfüllung finde. »Spirituell« nennen wir solche Erfahrung. »Spiritualität« bleibt übrig, wenn man einer Religion ihr äußeres Kleid abstreift, ihre Zeitgebundenheit, ihren Ort auf diesem Erdball, die Kultur, aus der sie hervorgegangen ist und in der sie ihre Form und ihre besondere Botschaft gefunden hat. Kleider sind zeitgebundene Hüllen, die man achtsam pflegen wird, die man aber zuzeiten tragen oder zuzeiten ablegen wird. Es ist an der Zeit, besonders in unserer evangelischen Kirche, eine Spiritualität wiederzufinden, die Antwort gibt auf die überall gestellten Fragen:

Wie können wir aufatmen? Wie lernen wir das Horchen und das Schauen, das uns etwas wie religiöse Erfahrung bringt? Wie finden wir eine innere Ordnung für unseren Tag? Wie kann unser innerer Mensch gedeihen? Wie gehen wir miteinander um? Wie lernen wir uns selber loszulassen? Wie finden wir Frieden? Wie können wir uns selbst verstehen? Wie können wir Freiheit gewinnen? Wie leben wir mit Misserfolgen? Wie leben wir, wenn unsere Würde angetastet ist und unser Recht? Woher nehmen wir Mut für die nächste Entscheidung? Was tun wir, wenn uns das Dunkel verschlingen will? Wie finden wir Vertrauen zu dem, der uns unser Schicksal zumutet? Wie finden wir in ein wirkliches Gebet, in eine wirkliche Anbetung, die nicht wieder nur aus Worten besteht? Und was solcher Fragen mehr sind.

Wenn wir die Erfahrung einbringen, die auf dem spirituellen Weg zu gewinnen ist, so wird unser Dasein geräumiger, der Blick

in die Welt und in uns selbst freier und tiefer. Wenn du freilich einen Blick in die Weite tun willst, dann darfst du dich nicht vor der Mühe fürchten, einen Berg zu besteigen. Aber vielleicht erschließt sich dir dabei, was eigentlich mit dem christlichen Glauben, der so schwer zu verstehen ist, am Ende gemeint sei. Glauben heißt ja nicht, zu irgendwelchen merkwürdigen Dingen, die eigentlich nicht zu glauben sind, Ja zu sagen. Das lateinische Wort »credo«, ich glaube, hängt sprachlich mit »cor« zusammen, das »Herz« bedeutet. Glauben also heißt, ein Herz haben. Nach seinem Herzen leben. Sein Herz hingeben. Das »Herz« aber ist für die Bibel immer und überall der ganze Mensch.

Aber wie steht es denn mit unserem Herzen? Wenn ich mir überlege, wie zerfasert wir Menschen morgen leben werden, wie auseinandergerissen in eine bedrohlich unübersichtliche Welt einerseits, in alle virtuellen Dimensionen der kommenden Informationstechnik andererseits, so möchte ich dringend wünschen, wir fänden Kräfte, um einigermaßen mit uns selbst identisch zu bleiben. Wenn ich überlege, wie orientierungslos wir in einer Welt beliebiger und tausendfach sich widersprechender Meinungen herumexperimentieren oder wie tausendfältig abhängig wir leben werden, so wünsche ich, wir lernten, uns selbst einzuüben und unseren eigenen, uns vorgezeichneten Weg zu finden.

Wenn ich sehe, wie heimatlos, wie ohne Ort hierhin und dorthin gezogen, wir morgen leben werden, so möchte ich dringend wünschen, es möge etwas wie ein bergender Raum gefunden werden, in dem wir zu Hause sein können.

Wenn ich mir vergegenwärtige, wie ununterscheidbar sich heute und erst recht morgen im öffentlichen und privaten Leben Wahrheit und Lüge, Wahrheit und Täuschung mischen werden, wie wenig kenntlich die Wahrheit noch sein wird, so wünsche ich mir, wir möchten ein Unterscheidungsvermögen gewinnen, das uns sagt, was Wahrheit sei und wo wir sie finden.

Wenn ich bedenke, wie von allen Seiten Propaganda und Werbung uns unsere Meinung und unsere Bedürfnisse vorschreiben werden, unsere Vorstellungen, wie wir unser Leben zu führen und womit wir es auszustatten hätten, wünsche ich uns eine Art von Witterung dafür, was denn, nicht für andere, sondern für uns selbst, stimmig sei und was nicht, und die Widerstandskraft, es gegen eine Welt von andringender Suggestion durchzusetzen.

Suchen wir aber all dies und noch einiges mehr, das ich nicht zu nennen brauche, so wird uns alsbald deutlich sein, dass es nur erreichbar sein wird auf einem spirituellen Weg. Vielleicht geht es uns dabei zunächst darum zu verstehen, was der Menschheit wie auch der eigenen Seele wirklich fehlt und von welchem zentral Wichtigen wir wie durch einen Abgrund getrennt leben. Über Abgründe, Schluchten und Bergbäche führen da und dort Brücken. Eine solche, zugegeben, einfache und schmale Brücke will dieses Buch sein. Eine Brücke für Fußgänger.

Ich habe Brücken immer gerne betreten. Sie führen einen Weg weiter. Sie tragen von einem Ufer zum anderen. Sie erfordern, wenn sie nur aus ein paar Brettern bestehen, den Mut, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Sie erfordern den Mut, nicht zu fürchten, was man nicht zu fürchten braucht. Nicht zu fürchten braucht man Anfänge, erste Schritte, Wagnisse, wie ein Weg sie fordert. Warum sollte man etwas fürchten, das Sinn hat und Gelingen verspricht? Fürchten könnte man sich davor, dass man den Sinn der Stunde versäumt, indem man an dem Platz verharrt, den man verlassen sollte. Brücken wollen begangen sein, zu neuen Anfängen. Und den Schritt, der heute gefordert ist, sollten wir heute tun.

4

DIE EIGENE SPUR SUCHEN

In den letzten Jahren habe ich immer wieder davon gesprochen, der Christ der Zukunft werde seinen Weg gehen, wie die großen Mystiker ihn gegangen sind, Meister Eckhart oder Angelus Silesius, und werde bei ihnen in die Schule gehen. Wenn ich sage, der Christ der Zukunft werde ein Mystiker sein, dann meine ich damit nicht, er müsse ein Visionär sein oder ein Ekstatiker, obwohl er gewiss mehr wahrnehmen wird, als einem gehorsamen Glied seiner Kirche jemals zugestanden war, und obwohl die Ekstase, das heißt das Heraustreten aus dem »normalen« Verhalten, immer schon, vor allem auch in der Bibel, zu wirklicher religiöser Erfahrung gehört hat. Ich meine auch nicht, er müsse ein Asket sein, obwohl er sich gewiss härter in Zucht nehmen wird, als es heute üblich ist, oder ein Eremit, obwohl er den Massenmeinungen seiner Zeit gewiss nicht so gehorsam nachlaufen wird, wie es heute empfehlenswert scheint. Wenn Karl Rahner vor Jahren gesagt hat, der Christ der Zukunft werde ein Mystiker sein oder es werde ihn nicht mehr geben, meinte er all dies mit.

Andererseits meine ich auch nicht, wir müssten uns künftig an die genauen geistlichen Stufenwege halten, die von den Müttern und Vätern der mystischen Tradition oft beschrieben worden sind. Die beginnen damit, dass sie erst einmal das alltägliche Leben verändern, ihm Ordnung, Klarheit und Rhythmus geben, und gehen weiter damit, dass sie diese Klarheit und Genauigkeit auch in das innere Leben eines Menschen bringen.

Unser Körper, unsere Seele, unser Geist sind miteinander ein Instrument. Wir müssen es stimmen. Wir müssen üben, darauf zu spielen, und bis wir die vollkommene Musik hören, wird wohl einige Zeit vergehen. Unsere Vorstellungskraft muss frei sein. Unser Verstand muss brauchbar sein.